

Wer Z sagt, muss auch T sagen

Zugänge schaffen und Teilhabe praktizieren

Angela Alves

In diesem Text geht es um Teilhabe als transformative Praxis auf dem Weg zu gleichberechtigteren und nachhaltigeren Arbeitskulturen in Räumen von Tanz und Theater. Mein Name ist Angela Alves. Ich bin Tanzschaffende. Diesen Text schreibe ich aus der Perspektive einer in Deutschland lebenden weißen behinderten Frau mit (sogenanntem) Unterschichtshintergrund. Mein Blick auf Teilhabe ist geprägt von einer und meiner prekären, kranken, behinderten und weiblichen Lebensrealität. Mir fällt in unterschiedlichen Zusammenhängen immer wieder auf, dass »Teilhabe« oft als Synonym für »Zugang« verwendet wird. Aus der Perspektive marginalisierter Gruppen ist diese Gleichsetzung zweier unterschiedlicher Begriffe nicht selten ein alarmierendes Zeichen für *abled washing* – der Versuch, besonders inklusiv und divers zu wirken, ohne es zu sein. Es ist deshalb enorm wichtig zu verstehen, dass und warum Teilhabe und Zugang vor dem Horizont von Gleichberechtigung zwei vollkommen unterschiedliche Bewegungen sind.

Zugänge, die wir nicht brauchen – Barrierefreiheit versus Zugänglichkeit

Zugänglichkeit ist meist mit einer einzigen Bewegung oder administrativen Handlung erledigt. Eine Tür öffnen, eine Einladung aussprechen, eine Rampe kaufen. Zugänge schaffen, bedeutet, dass eine Person einen Raum betreten kann oder darf oder soll, von dem sie zuvor ausgeschlossen wurde. Teilhabe ist das, was chronologisch NACH dem Zugang passiert und kümmert sich darum, was IN dem Raum passiert, nachdem alle drin sind,

die rein können, dürfen, sollen. Während Zugang sich auf eine einzige Bewegung runterbrechen lässt, ist Teilhabe eine komplexe, kollektive und un abgeschlossene Choreografie. Konzepte von Zugang/Zugänglichkeit/Integration basieren auf dem Akt des Einbeziehens. Die Vorstellung, dass durch das Einbeziehen gleichfalls Teilhabe/Barrierefreiheit/Inklusion realisiert werden, ist jedoch schlichtweg falsch.

Um Teilhabe als Gerechtigkeitspraxis zu verstehen, die weit über Barrierefreiheit, Inklusion und Diversität hinaus geht, ist es notwendig, sie von dem Begriff der Zugänglichkeit abzugrenzen.

Wenn eine von der Norm abweichende Minderheit in einen normativ strukturierten Mehrheits-Raum einbezogen wird, entstehen Kollisionen. Für eine gleichberechtigte Teilhabe aller müssen Anpassungen vorgenommen werden. Wer aber übernimmt die Verantwortung für solche Anpassungen?

Wenn an das Bereitstellen von Zugängen die Erwartung geknüpft ist, dass diejenigen sich anzupassen haben, die einst ausgeschlossen wurden und nun einbezogen werden, ist das eine Form von Diskriminierung. Die Praxis von Teilhabe verkümmert in dieser Logik zu einer Mitmach-Erlaubnis unter ungleichen Bedingungen.

Das Behindertengleichstellungsgesetz definiert als barrierefrei, wenn etwas ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe auffindbar, zugänglich und nutzbar ist. (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG 2002: § 5)¹

Von Zugänglichkeit spricht man immer dann, wenn Barrierefreiheit zwar grundsätzlich möglich wäre, aber erst eingefordert werden muss. Wenn z.B. die Rampe erst von jemandem aus dem Keller geholt werden muss, der Aufzug oder die Behindertentoilette aus Versicherungsgründen abgeschlossen sind, die alternativen Sitzmöglichkeiten nur auf Anfrage bereitstehen, oder zuvor abgesprochene Arbeitszeiten und Pausen, Kommunikationswege, Arbeitsmethoden, Arbeitswerte, Arbeitsvolumen etc. nicht eingehalten werden, muss die kranke/behinderte Person ihre Teilhabebedingungen einklagen. Einklagen bedeutet Stress.

1 Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG), § 5, 2002, [online] <https://www.gesetze-im-internet.de/bgg/BjNR146800002.html>

Wer einklagt, muss für einen Konflikt gewappnet sein, macht sich unbeliebt, ist kompliziert, ist anstrengend und stört den normativen Ablauf. Einklagen bedeutet STRESS.

Wer einklagt, testet Abhängigkeitsverhältnisse und begibt sich in Gefahr. Es entstehen Machträume, in denen diskriminierte Menschen potenziell Machtmissbrauch ausgeliefert werden. Das Konzept von Zugänglichkeit ist aber auch deshalb problematisch, weil es ein ableistisches Narrativ von Behinderung reproduziert: Die behinderte Person hat besondere oder spezielle Bedürfnisse, der behinderten Person muss geholfen werden, die behinderte Person ist auf Fürsorge angewiesen, die behinderte Person ist von der Mehrheitsgesellschaft abhängig, die Mehrheitsgesellschaft kümmert sich gönnerhaft um die Leidenden und Schwachen und profitiert von dieser Fürsorge in Form von sozialem Kapital. Die behinderte Person muss dafür dankbar sein. In barrierefreien Räumen würde diese Erzählung wohl nicht funktionieren. Aus Behindertenperspektive ist der Unterschied zwischen Barrierefreiheit und Zugänglichkeit dementsprechend bedeutungsvoll. Durch die Bereitstellung von Zugängen allein, ist also noch nicht allzu viel Teilhabe passiert.

Barrierefreiheit bedeutet für mich, dass niemand mehr einbezogen werden muss, weil niemand mehr ausgeschlossen wird.

Bis dahin werden Zugänge trotzdem benötigt. Vor allem, wenn es um Personalien geht. Wir brauchen kranke/behinderte und Taube Künstler*innen in selbstbestimmten Positionen, wir brauchen ihre Stimmen, ihre Perspektiven, ihre Expertise und ihre Hilfe. Deshalb ist es wichtig, diesen Menschen aktiv Zugänge anzubieten. Damit sie anderen Menschen helfen, sich zu ermächtigen, die wiederum anderen helfen, sich zu ermächtigen ...

Zugänge, die wir brauchen – Zumutungen und Strapazierungen

Ende 2018 lud mich Anna Mülter, von 2014-2021 Tanzdramaturgin der Berliner Sophiensaele und künstlerische Leiterin der Berliner Tanztage, ein, für dieses Festival ein Solo zu produzieren. Sie war durch meine Be-

werbung für ein dreiwöchiges Arbeitsstipendium bei *Making a Difference* auf mich aufmerksam geworden. Das ist ein seit 2018 aktives Förderprogramm für behinderte, taube und/oder chronisch kranke Tänzer*innen und Choreograf*innen. Vor der Bewerbung war mein Selbstverständnis als behinderte Künstlerin noch nicht vorhanden. Ich identifizierte mich zu diesem Zeitpunkt also noch nicht als eine behinderte Person. *Making a Difference* hatte mich über die Internetseite eines Vereins für Künstler*innen mit Multiple Sklerose ausfindig gemacht, kontaktiert und während eines langen Gesprächs davon überzeugt, dass ich ein behinderter Mensch und für ein Arbeitsstipendium als Künstlerin mit Behinderung antragsberechtigt bin. Das Stipendium habe ich nicht erhalten, aber Anna Mülters spätere EINLADUNG zu den Tanztagen war mein ZUGANG zum Tanzbetrieb.

Zum Zeitpunkt der Bewerbung für Making a Difference und Einladung zu den Tanztagen war ich bereits seit 10 Jahren diagnostiziert krank. Bevor ich krank wurde, war ich gesund.

Zumindest soweit ich informiert bin. Heute weiß ich, dass das nicht ganz stimmt, denn eine Krankheit beginnt in den meisten Fällen nicht erst mit der Diagnose. Man wird nicht eines Morgens wach und hat plötzlich eine chronisch-entzündliche Erkrankung des zentralen Nervensystems. Chronische Krankheiten entwickeln sich über Jahre, manchmal Jahrzehnte. Sie haben einen oder mehrere Auslöser und können durch bestimmte Lebensumstände und/oder Lebensstile begünstigt werden.

Obwohl ich also höchstwahrscheinlich schon vor der Diagnose krank war, hatte ich in diesen kranken, aber diagnosefreien Jahren einen Zugang zum Tanzbetrieb. Ich studierte Tanz an zwei verschiedenen Hochschulen und arbeitete einige Jahre als Tänzerin, bevor ich nach dem Auftreten einiger bestimmter Symptome dann die Diagnose erhielt, dass ich eine chronisch-entzündliche Erkrankung des zentralen Nervensystems habe. Der Name der Krankheit – die Diagnose also – sorgte in meinem Umfeld für viel Aufregung und Sorge. Von den Ärzt*innen wurde mir vermittelt, dass die Krankheit, mit der ich es nun zu tun hatte, unheilbar und ihr Verlauf unvorhersehbar sei. Laut Statistik könne man generell von einer stetig zunehmenden Verschlechterung des Krankheitsbildes ausgehen. Während meine Lebensrealität sich – von einer leichten Sehbehinderung abgesehen – kaum

verändert hatte, verpasste mir diese Diagnose ein Label, das mit dem Berufsethos einer Tänzerin nicht mehr vereinbar war und mich abrupt aus der Gruppe der Zugangsprivilegierten ausschloss. Wie genau konnte das passieren?

Ausschlussmechanismen finden nicht an der Eingangstür statt. Die Vorstellung, dass da eine oder mehrere Personen mit Gatekeeper-Superkräften Zugangsverbote aussprechen, trifft nicht zu. Zugangsverwehrung aufgrund rein individueller Diskriminierung kommt eher selten vor. Sie funktioniert fast immer in Wechselwirkung mit vorgegebenen strukturellen oder institutionellen Bedingungen. Wenn von struktureller Diskriminierung die Rede ist, dann bedeutet das nicht mehr, als dass die vorhandenen Strukturen nicht barrierefrei sind und von allen Akteur*innen als vorherbestimmt angenommen werden – sowohl von denjenigen, die Zugang gewähren (könnten), als auch von denjenigen, die Zugang erhalten (könnten). Wenn einer kranken oder behinderten Person Zugang verwehrt wird, weil die vorhandenen Strukturen für diese Person als unzumutbar eingestuft werden, ist das eine Form von ableistisch motivierter Diskriminierung. Wenn sich eine Person aufgrund einer Erkrankung oder Behinderung selbst nicht in der Lage fühlt, sich an die gegebenen Strukturen anzupassen und anerkennt, dass ihr aus diesem Grund kein Zugang zusteht, ist das eine internalisierte Form von ableistisch motivierter Diskriminierung.

Ausgeschlossen werden und sich selbst ausschließen waren also meine ersten ableistischen Diskriminierungserfahrungen im Tanz.

Dass Tänzer*innen und Choreograf*innen mit Behinderung sich selbstbestimmt arbeitend im Tanzbetrieb durchsetzen können, ist leider viel zu oft dem individuellen Engagement einzelner Personen zu verdanken. Noch strapaziert ein*e behinderte/krankte, taube Tänzer*in oder Choreograf*in die normativen Strukturen. Diese Person muss aushalten, dass sie/er für den laufenden Betrieb eine Zumutung ist – ein struktureller Störfall.

Teilhabe – kein Spezialauftrag

Teilhabe hat mit Zugang also nur insofern zu tun, als dass Letzterer ihr vorausgeht. Zugang ist die Voraussetzung für Teilhabe, aber kein Garant für deren Umsetzung. Ohne Zugang kann Teilhabe nicht stattfinden und deshalb ist es grundlegend wichtig, aktiv Zugänge zu schaffen. Die bloße Zugänglichkeit einer Veranstaltung oder eines Arbeitsraums bedeutet jedoch eben nur, dass eine Person, die zuvor ausgeschlossen wurde, jetzt auch mitmachen darf. – Wenn sie denn kann. Was aber, wenn sie NICHT kann?

Um sich dem Begriff von Teilhabe in Tanz und Theater aus einer intersektionalen Perspektive zu nähern, muss man zunächst **anerkennen**, dass der Kulturbetrieb nicht barrierefrei ist.

Marginalisierte Menschen müssen in jeder Alltagssituation, in die sie sich hineinbegeben, mit potenziellem Machtmissbrauch rechnen. Jede Präsenz, jedes Agieren, jeder Zusammenprall innerhalb normativer Räume bedeutet für diese Menschen STRESS.

In der Psychologie gibt es das Konzept der *adaptiven Präferenz*. Es bedeutet in etwa, dass das, was man für die eigene freie Entscheidung hält, in Wirklichkeit das Ergebnis einer Anpassung an eine repressive Umgebung ist. ANPASSUNG bedeutet STRESS. Wer Teilhabe realisieren möchte, erkennt diesen Stress an und verändert die eigenen Strukturen mithilfe jener Menschen, die gerade noch ausgeschlossen wurden, weil sie aus der Normperspektive nicht »mithalten können«: Wenn man wissen will, wo die Barrieren sind, fragt man am besten diejenigen, die mit ihnen zusammenprallen. Das gemeinsame Ausloten von Barrieren ist natürlich insofern hoch kompliziert, als dass für eine derart ineffiziente Aufgabe keine resilienten Räume zur Verfügung stehen. Es sind vielmehr gereizte und störanfällige Räume, die stets unter Spannung stehen. Es herrscht Mangel. Es mangelt an praktischen, emotionalen und psychischen Ressourcen. Es mangelt an Zeit, Sensibilität und Kommunikationskompetenzen. In diesen Mangel-Räumen müssen Menschen, die ständig am Rande des Burnouts agieren, mit denjenigen Vereinbarungen treffen, die gelernt haben, sich so gut wie möglich an ableistische, klassistische und rassistische Strukturen anzupassen, um nicht unangenehm aufzufallen.

Eine wesentliche Aufgabe von Teilhabe in Tanz und Theater ist es demnach, adaptive Präferenzen zu entlarven und miteinander zu besprechen, welche strukturellen Anpassungen nötig sind, damit alle im Raum Anwesenden gleichberechtigt und mit Respekt für die jeweiligen Differenzen in ihm agieren können. Das wäre ein intersektional erweiterter Begriff von Teilhabe, der über Barrierefreiheit hinaus geht und sich mit dem Diskurs um *Care* und Nachhaltigkeit zu einer transformativen Gerechtigkeitspraxis verbindet.

Teilhabe braucht keinen Charity-Ponyhof mit Rampen.

Teilhabe, wenn sie ernst gemeint ist, braucht transformationsbewusste Räume, die das Wissen marginalisierter Menschen als transformative Sprengkraft auf dem Weg zu einer inklusiven und nachhaltigen Gesellschaft (an)erkennen. Diese Räume verstehen, dass Teilhabe ein Instrument des Widerstands gegen die immens repressiven Ausbeutungsstrukturen bedeutet, die der Kulturbetrieb trotz drohendem Zusammenbruch nicht müde wird zu reproduzieren.

Im Bereich Tanz und Theater hat die Teilhabe einen Spezialauftrag: Sie muss dafür Sorge tragen, dass marginalisierte Körper einen diskriminierungsfreien Darstellungsraum erhalten, der frei ist von ableistisch, rassistisch, klassistisch oder sexistisch motivierten Blicken. Teilhabe ist sich der tradiert-ableistischen Repräsentation des *otherings* – des als anders, als fremd Markierens – von behinderten Körpern in Tanz und Theater bewusst. Sie stellt sicher, dass jeder missbräuchliche Blick, der darauf zielt, sich durch das *othering* nicht-normativer Körper seiner eigenen Normalität zu vergewissern, untergraben wird.

Teilhabe ist eine recht komplizierte Raum-Zeit-Choreografie.

Als kollektive, beständige und unabgeschlossene Praxis, beruht Teilhabe auf dem Konzept der Interdependenz und der transformativen Gerechtigkeit. Teilhabe kommt in der chronologischen Abfolge von transformativer Praxis nach dem Zugang. Teilhabe kann nicht vorbestimmt werden, sie entwickelt sich kollektiv und prozesshaft und braucht transformationsbewusste Strukturen und transformationswillige Akteur*innen. Teilhabe ist immer auch eine machtkritische Praxis. Wer Teilhabe realisieren will,

kann sich vorübergehend schon mal grob an diesen drei Schritten orientieren:

1. Zugänge schaffen für Menschen, die bisher ausgeschlossen wurden.
2. Neugierig sein und Zuhören, Bereitschaft zeigen, sich kritisch hinterfragen zu lassen.
3. Raum für strukturelle Re-Organisation schaffen.
4. Gesetze lesen, die vermeintlich andere betreffen: Etwa das Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG)² oder Artikel 3 des Grundgesetzes³ oder die UN-Behindertenrechtskonvention⁴, aber Achtung:

UN-Behindertenrechtskonvention als Broschüre

 [UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen \(Alltagssprache\) \(PDF, 234KB, Datei ist nicht barrierefrei\)](#)

Bleiben Sie krank,
Ihre Angela Alves

2 <https://www.gesetze-im-internet.de/bgg/BJNR146800002.html>

3 https://www.gesetze-im-internet.de/gg/art_3.html

4 <https://www.behindertenbeauftragter.de/DE/AS/rechtliches/un-brk/un-brk-node.html>

From: mariama diagne diagne@gf-tanzforschung.de
 Subject: Re: Text
 Date: 17. May 2022 at 23:39
 To: Angela Alves angela.alves@berlin.de

Liebe Angela,
 vielen Dank für deine Erläuterungen, dein Antworten auf unsere Fragen in Kommentaren und im Textverlauf.
 Deine Stimme hat in meinem Gedankenraum ein Echo gefunden, wenn du zum Beispiel von der Großschreibung von Taub sprichst oder dem Verwenden von Formulierungen wie "Unterschicht" oder im Gegensatz zum großgeschriebenen Taub "behindert" klein schreibst. Solche Feinheiten der Sprache sind mit Entscheidungen einer Rückaneignung verbunden, wie sie auch der Großschreibung von Schwarz für Schwarze Personen zugrunde liegt.
 Hier fängt für mich ein Dialog, ein Gespräch mit der Einladung weiterer Stimmen an, auf dessen Fortsetzung ich mich freue.
 Ganz liebe Grüße,
 Mariama

On 6. May 2022, at 13:13, Angela Alves <angela.alves@berlin.de> wrote:

Liebe Mariama,

vielen Dank für eure Arbeit am Text und eure Anregungen.

Die bereits vorgenommenen Textänderungen finde ich fast fast alle super. (Vielen Dank auch an Jutta.)
 Ich hänge dir den Text in clean und mit Anmerkungen/Korrekturen meinerseits wiederum an.

Eure Anregungen habe ich mit großen Augen gelesen. Ich hätte jetzt so gerne ein paar Tage Zeit, denn die bräuchte es für mich, um den Text mit euren tollen Ideen zu denken und weiter zu entwickeln. Eine Überarbeitung des Texts kann ich euch aufgrund von Geldmangel nicht anbieten, aber ich schreibe dir hier gerne ein paar Gedanken dazu.

NO LIMIT

Ja, NO LIMIT spielt in einer inklusiven Utopie und wir haben in Sachen Teilhabe und Access wirklich alles gegeben. NO LIMIT ist als TV-Show angelegt, die Teilhabe aus der Perspektive einer kranken und behinderten Normgesellschaft gestaltet: Audiodeskription, Haptic Access Tour, Gebärdensprachdolmetschung und Untertitelung in Englischer Sprache sind selbstverständliche Bausteine der Produktion.
 Das besondere an NO LIMIT ist der transparente und künstlerische Umgang mit Access. Das führte teilweise zu Übersetzungsschleifen, denn der DGS-Dolmetscher ist nur dann ein gewissenhaftes Medium, wenn er nichts auslässt, was auf der auditiven Ebene wahrnehmbar ist. Umgekehrt beschreibt auch die Audiodeskriptionistin möglichst das gesamte visuelle Geschehen und so kommt es zu Szenen, in denen die Übersetzung der Übersetzung der Übersetzung die Choreografie bestimmt.

Kann echte Teilhabe also wirklich jeden Zusammenprall auffangen? Ich erinnere mich an eine Taube Zuschauerin, die sich nach einer Show in der Schaubühne Leipzig beim Veranstalter beschwerte und ihr Geld zurück verlangte, weil die Show für sie nicht barrierefrei war. Diese Person war Taub, sprach aber die deutsche Gebärdensprache nicht und konnte auch die englischen Untertitel nicht lesen. Koexistenz bedeutet immer auch Kompromissfähigkeit. Ich würde tatsächlich auch die Großschreibung von „Taub“ bevorzugen, weil es sich dabei um eine von der Gehörlosengemeinschaft vorgeschlagene Schreibweise handelt, die das taub sein als etwas begreift, das über die körperliche Fähigkeit einer Person hinaus und auf die Zugehörigkeit zu einer gleichberechtigten Kultur verweist. Das großgeschriebene Taub zeigt, dass Taubheit nicht als Defizit angesehen wird und im Gegensatz zu „gehörlos“ keinen Mangel impliziert. Ich arbeite mit einer Tauben Schauspielerei zusammen und werde von ihr gut gecoacht. :)

Ursprünglich war NO LIMIT als Bühnenshow angelegt. Produktionsstart war zu Beginn des ersten Lockdowns am 1. April 2020. Wir entschieden uns im Team auf eine digitale Plattform auszuweichen und probten in unseren Wohnzimmern. Für mich persönlich war der Lockdown und die damit einhergehende plötzliche Legitimierung von Remote-Formaten ein Glücksfall, denn ich hatte kurz zuvor einen MS-Schub und wäre nicht in der Lage gewesen im Studio zu arbeiten.

NICHT-Leserschaft

Oh, das war ein Punkt, der mich sehr nachdenklich gemacht hat. Du hast recht. Wahrscheinlich liest es sich so, als ob der Text an eine Nicht-Leserschaft adressiert ist. Tatsächlich ist es auch so, dass er an Menschen adressiert ist, die sich als nicht-behindert, nicht-krank, nicht-Taub identifizieren. Das ist ja auch mein Zugang. Ich habe Zugang, weil ich mich als behindert identifiziere. Ich werde eingeladen, weil diese Position fehlt. Das war auch der Grund, warum Susanne mich kurzfristig für die Keynote des ggf-Fachtags im September 2021 angefragt hat. Es gibt ein Projekt zum Thema „Teilhabe“ und keine behinderte Position nimmt daran teil. Ich schrieb diesen Text aus der Perspektive der einzigen Stimme im Raum. Ich bin daran gewöhnt. Es ist wahrscheinlich so, dass ich mir nicht zuletzt durch meine Arbeit als „Inklusionsexpertin“ in verschiedenen kulturpolitischen Projekten und der Leitung von Sensibilisierungsworkshops im Kulturbereich einen leicht aktivistischen Ton angewöhnt habe, der insbesondere die Interessen von chronisch kranken, behinderten und Tauben Menschen vertritt.
 Natürlich muss Ableismus auch intersektional gedacht werden, und ich möchte den Herausgeber*innen und den Leser*innen keinerlei Street Credibility abschreiben. :~)

.... Allerdings schreibe ich nicht aus dem Ghetto, sondern aus dem Bett.

Unterschicht

Ja, ich habe Hin und Her überlegt, wie ich es mache und mich dann entschieden, den Begriff im Sinne einer Rückaneignung zu hacken (so wie ich auch sage, dass ich eine behinderte Frau bin und nicht eine Frau mit Behinderung). Ich selbst identifiziere meinen Habitus als unterschichtig. „Unterschichtig“ ist ein Wort, das ich als sehr treffend empfinde, wenn es um habituelle Zuordnungen geht. Ich bin mir bewusst, dass der Begriff schwierig ist, weil er so tut, als ob das menschenkonstruierte Machtverhältnis „oben“ und „unten“ eine von Natur aus gegebene Ordnung sei. Er ist mir aber von allen der liebste.

Ganz liebe Grüße
 ***Angela

<ALVES_gtf_clean_Alves_4.5..docx>

<ALVES_gtf_clean_Alves_4.5..docx>

Am 21.04.2022 um 23:37 schrieb mariama diagne <diagne@gtf-tanzforschung.de>:

Liebe Angela,
vielen lieben Dank für deinen Text. Wir sind ihn mit Freude durchgegangen und haben heute in einer Redaktionssitzung das Feedback besprochen.
Anbei das Dokument zurück.

Ich sende es dir:

- 1) einmal ohne Änderungen nachverfolgen, weil ich der Zeit halber manche Vorschläge direkt umgesetzt habe.
- 2) dann noch einmal mit Nachverfolgung, damit du siehst, was passiert ist.

Ein paar Anregungen haben wir generell:

Um dich in deiner Aktivität als Kunschtschaffende stärker sichtbar zu machen, wäre es im Grunde toll, wenn du etwas aus deiner Arbeit erzählen könntest. Vielleicht zum Stück NO Limits. Das wäre insofern interessant, weil es auch eine andere Ebene bedient, nämlich die des Zugänge ermöglichen durch dich als Künstlerin für ein Publikum, das (wegen Covid – aber auch wg. z.B. anderen Gründen) nicht live teilnehmen kann.

Hiermit drängt sich auch der nächste Punkt auf.

Könntest du im Text den Aspekt der Intersektionalität etwas schärfen? Weniger durch deine Biografie, sondern vielleicht auch dahingehend, dass dieser Text auch von Nicht-Weißen, Nicht-Gesunden, Nicht-Bildungsschichtkindern gelesen werden kann?

Im Moment liest er sich auch etwas so, als wäre er eben für jene verfasst, die alle Kriterien des "Nicht" nicht erfüllen.

Im Punkt "Unterschichtenkind" würden wir dir. – als Unterschichtnahe Herausgeberinnen – empfehlen, etwas umlenkender zu formulieren.

Vielleicht so etwas wie "sogenannte" Unterschicht.

Denn: Das Einteilen in Klassen ist nicht von der breiten Menge der Unterschicht vorgenommen worden, sondern von einer kleinen Gruppe der Oberschicht. Solche Einteilungen finden intersektional in allen Bereichen des Subalternen statt.

Die Minorität der Migrierenden – obwohl das eine ziemlich große Gruppe ist...

Hier könntest du von einer ganz anderen Warte schreiben – ohne den Status, der von Außen zugewiesen werden könnte, in der Art der Zuweisung zu wiederholen.

Wir freuen uns auf deine Rückmeldung!

Liebe Grüße,
Mariama

<ALVES_gtf_clean.docx>
<ALVES_gtf_tracking.docx>

—
gtf – Gesellschaft für Tanzforschung
Dr. Mariama Diagne | Vorsitz
NFDI4Culture Steering Board Member Performing Arts
diagne@gtf-tanzforschung.de
www.gtf-tanzforschung.de
www.facebook.com/gtf.tanzforschung

On 18. Apr 2022, at 14:09, Angela Alves <angela.alves@berlin.de> wrote:

Liebe Mariama,

Ich hoffe, du hattest ein paar schöne Ostertage und konntest ein bisschen Luft holen.

Ich schicke dir also hier mal meinen Text, der leider doch länger geworden ist. Bestimmt kann man den noch kürzen, wenn es sein soll.

Und natürlich habe ich jetzt auch doch ein Farbbild drin. Das ist aber an der Stelle nur ein Angebot und überhaupt nicht dringend nötig. Ich fand es einfach total passend. Es ist ein Bild, das Noa Winter einmal gefunden hat und wir in unseren Aesthetic of Access-Workshops benutzen. Ich hab noch nicht mal Credits, würde die aber vielleicht besorgen können, wenn ihr es drin haben wollt. Ansonsten einfach rausnehmen.

Habt ihr denn jemanden fürs Lektorat?

Ich hab noch niemanden drüber schauen lassen und der Text braucht definitiv noch Hilfe.

Liebste Grüße
Angela

<Wer Z sagt, muss auch T sagen_Angela Alves.docx>